

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 38.

Posen, den 7. August 1927.

Nr. 38.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

14. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nicht auszudenken war ja dieser Weg, der noch vor ihm lag! Berauschte Bilder durchjagten sein Hirn. Und wurden zur Wirklichkeit in seinen Träumen. Anbetung, Verehrung, Auszeichnung und Macht. — Unendlicher Reichtum, und Liebe — ah — ja — auch die Liebe! Er sah sich im Geiste umdrängt von den Massen begeisterter Menschen. Die zu ihm hinaufstarrten und auf ihn lauschten. Er sah in die sehnsuchtsvoll schimmernden Augen der süßesten Frauen, die sich um ihn stritten, und aus ihnen hob sich das Bild eines Weibes, der einen, die sich täglich mehr in sein Inneres brannte, — der Ines van Hoogh, die er einmal gesehen. Genug, um sein Wünschen in Flammen zu setzen.

Er reckte die Arme. Die Sehnsucht nach Liebe, nach tiefster Umarmung trieb ihm heiße Blutwellen in seine Augen. Die Süßigkeit dieses Gefühls schien ihm qualvoll. Mit kurzem Ruck drehte er sich auf den Fersen, als wolle er seinen Gedanken entfliehen. — — —

Er prallte fast gegen das lächelnde Mädchen, das halb in der Tür stand und jetzt ganz hereintrat. Den vollschlanken Körper umschloß ein Kattunkleid in hellblauen Streifen. Sie hatte ein Schürzchen kokett um die Taille. Der Bubitopf wellte sich an ihren Schläfen. Das hübsche, ein wenig mokante Gesicht war ohne Verlegenheit ihm zugewendet.

„Wer sind Sie?“ frug er, sie mit Blicken umfassend. Die Spannung in ihm schrie nach einer Erlösung.

Sie wurde leicht rot und strich über den Busen, als fühle sie dort seine forschenden Augen.

„Das Mädchen. — Herr Ahrenberg drüben befahl mir, Ihr Zimmer zu stauben. Ich klopfte vorhin, doch Sie hörten mich nicht, deshalb glaubte ich, daß Sie...“

Stets leiser und hastiger folgten die Worte.

Wie er sie nur anschaute mit seinen Augen! Sie fühlte fast Angst. Doch zugleich einen Schauer tief in ihrem Blute, der sie zu ihm hinzog. Sie hatte den Kussen schon einmal gesehen, vom Fenster der Küche, doch er hatte sie damals gar nicht beachtet. Und in ihrem jungen, leichtsinnigen Kopf waren allerlei lockende Pläne entstanden. Sie kannte die Männer. Sie war nicht von heute. Sie waren im Grunde genommen ja alle nur Männchen, die bei einem hübschen Gesicht närrisch wurden. Wo sie noch in Stellung war, machte sie immer die gleiche Erfahrung. Und daß ihr der Kusse gefiel, wußte sie in der ersten Minute. Warum also nicht? Wenn es Vorteile brachte. Es mußte ja nicht gleich zum Neuesten kommen. Nur leicht kokettieren, dem Herrn etwas schön tun, wenn sie Ausgang wollte . . .

Jetzt, wo dieser Kusse so dicht vor ihr stand, schien er ihr ganz verändert. Sie fühlte den Drang, nach der

Tür zu gehen, und machte doch noch einen Schritt in das Zimmer. Sie wunderte sich, daß sie ihn so dreist ansah und sich gar nicht scheute, den packenden Blick dieser tiefblauen Augen so fest zu erwidern. Ach, hübsch war der Junge! Nein, schön, wunderschön! Und die Lippen, — so weich und so weiblich. —

„Komm her!“ sagte Krasputin mit halber Stimme und zog sie schon in seine wartenden Arme. Sie sah seine Augen dicht über den ihren und fühlte, wie seine Hand an ihr hinabglitt.

„Nicht!“ bettelte sie — „wenn jetzt jemand hereinkommt!“

„Es kommt keiner!“ hörte sie irgendwo sagen. Ein Zittern lief durch ihren biegsamen Körper. Sie preßte sich an ihn und trank seine Küsse mit durstenden Lippen — Dann wußte sie nichts mehr als nur diese Augen . . . Die tief in ihr Blut sanken, sich in sie brannten, . . . die sie, wie mit tausenden Händen umfaßten — die Hitze und Kälte in ihren Leib jagten, . . . sich an ihr festsaugten, — sich wild in ihr bäumten, — in qualender Süße, die endlos und fremd schien . . .

„Die Augen! — Die Augen!“ — bat sie weh, und wehrlos —

Er schloß ihr die sehnend geöffneten Lippen . . .

Ines van Hoogh ging durch den Salon ihrer prunkvollen Villa zur Diele hinüber. Rolf Matterton kam ihr vom Eingang entgegen. Der Smoking ließ seine trainierte Figur noch schlanker erscheinen. Aus jeder Bewegung sprach Jugend und Kraft. Immer wieder war Ines entzückt von dem Gleichmaß des herrlichen Körpers, den Jahre tagtäglich Übung gebildet. Sie fragte sich gar nicht, ob Matterton schön war. Der männliche Eindruck war für sie entscheidend.

In Mattertons Antlitz stand ehrliches Staunen, als er Ines grüßte.

„Zum erstenmal sehe ich Sie heute abend in grande toilette!“

Er sagte nichts weiter, doch las sie in seinem Blick all jene Worte, die er nicht mehr aussprach. Sie lächelte glücklich, ein wenig verlegen und gab ihm die Hand, die er freundschaftlich küßte. Vielleicht etwas länger als sonst, wie ihr vorkam.

„Ich denke, die anderen werden bald kommen,“ brach sie schnell das Schweigen.

„Sind viele geladen?“

„Nein. Noch nicht ganz zwanzig. Ich kann ja als weiblicher Hagestolz nicht jeden meiner Bekannten zum Abendbrot bitten. Wenn auch meine Robertson als Elefant wirkt. — Uebrigens habe ich eine Ueberraschung für Sie heute abend.“

Er wartete lächelnd auf eine Erklärung.

„Sie sind gar nicht neugierig?“

„Sprachlos vor Neugier.“

„Dann raten Sie, bitte!“

„Ein indisches Schwalbennest mit Himbeerjauce? Rheinsalm mit Kompott, oder Austern mit Mostrich?“

„Ach, gehen Sie!“ schlug sie ihm leicht auf die Schulter — „nicht das. Nichts zum Essen. Ich meine die Gäste. Es kommt jemand, den ich nur für Sie geladen.“

„Herr Krasputin?“ fragte er schnell.

„Gut geraten!“

„Ah — das ist tatsächlich — ich wollte Sie immer schon selbst darum bitten. Der Mann interessiert mich natürlich besonders.“

„Als Wundervertilger?“

„Das auch. Aber auch noch aus anderen Gründen. Er wird also kommen?“

„Wenn er nicht mehr absagt. Man weiß das nie sicher. Sie reißen sich ja überall um den Menschen. Ich hörte zu spät, daß man seinen Begleiter in letzter Zeit schmieren muß. Aber ich hoffe, er wird diesmal auch unbezahlt zu uns kommen.“

„Ich glaube fast selbst, darauf wetten zu können.“

„Wieso?“ sah sie auf, da sein Sprechen ihr auffiel.

„Setzt nicht!“ brach er schnell ihre Fragen im Keim ab.

„Es läutete eben. Die Gäste erscheinen.“

„Sie sind ein verdrehter Mensch!“ meinte sie sinnend. Er lächelte schweigend.

*

„Das ist ja entzückend, daß Krasputin herkommt,“ rief Frau Hofrat Bindelsing in heller Freude. „Ich wünschte so lange schon, ihm zu begegnen. Man hört stets darüber und kann nicht mitreden. Du — Hofrat —“ sie nannte den Gatten nie anders, „Herr Krasputin kommt!“

„Bravo!“ brummte er leise und rieb seine Hände, was er stets als Anlauf zum Reden benutzte.

Er kam nicht dazu, denn die Gattin war schneller.

„Bei Millers hieß es auch einmal, daß er kommen sollte. Er kam aber nicht, — war ganz plötzlich verhindert.“

Der Attaché Trozka, der neben ihr stand und der lebhaften Dame ins Dekolleté sah, schlug mit seinen weiblich geschnittenen Fingern ein Stäubchen vom Ärmel.

„Der Mann macht Karriere, — verdient ein Vermögen, wenn er weiter Glück hat. Ich hätte auch besser Prophet werden sollen.“

„Er hat immer Schulden,“ erklärte Graf Crailsheim, der Komponist, leise der Freifrau von Simmern, die neben ihm stand und von Krasputin schwärmte.

Konsul Simon schob sich zu beiden hinüber und steckte die Daumen wie stets in die Weste.

„Nun, — meine Baronin, schon wieder beim Thema? Der Wundermann Krasputin — Diese Reklame! Die möchte ich haben. Sind hundert Prozent wert.“

„Wie war es denn eigentlich!“ frug sie ihn eilig.

„Er hat Ihnen doch letzten Mittwoch den Rat mit den Aktien gegeben.“

„Nu —!“ machte er, mit fettem Schmunzeln der Lippen — „ich hab' sie gekauft. Richtig hat er geraten. Die Aktien steigen.“

„Da haben Sie's!“ strahlte Baronin von Simmern. „Er weiß alles vorher.“

„Nu —,“ schloß Simon kurz, seine Daumen verrenkend — „nu — ohne ihn wären sie auch wohl gestiegen. Und wenn sie jetzt fallen, wo ich sie noch habe? Was dann? Wollen sehen.“

Er wackelte zwinernd zu Ines hinüber, die plaudernd von Gruppe zu Gruppe herumging.

„Dem seine Moneten, — die möchte ich haben!“ sagte Attaché Trozka leicht zwischen den Zähnen. „Allein die Verwaltung des Hooghshchen Besitzes bringt ihm ein Vermögen.“

„Sie hätten dann also doch nicht nur Prophet, sondern auch noch Konsul werden sollen, Verehrter!“ schlug Doktor Verhagen ihm lachend die Schulter.

„Na, — was halten Sie denn als Arzt von dem Menschen?“ frug Trozka den Doktor.

„Von Simon?“

„Ach was, von dem Russen! Ist er nun ein Schwindler?“

„Nt!“ machte Verhagen — „die Gräfin Orlinsky

horcht schon zu uns rüber. Die Frau ist gefährlich, wenn man an ihm zweifelt.“

„Sind sie schon — soweit?“ grinste Trozka vertraulich. Der andere mehrte ein wenig verlegen.

„Sie reden sich noch um den Kragen, Verehrter. Im übrigen —“ suchte er ihn abzulenken — „der Russe verfügt zweifellos über Kräfte, die nicht mehr normal sind. Zum mindesten ist er ein Suggestionmeister.“

„Und sein Prophezeien?“

„Das ist schwer zu sagen. Bisher hat er zweifellos große Erfolge. Das Phänomen ganz aufzuklären, ist heute —“

„— natürlich — nicht möglich! Denn einerseits, — andererseits — bin schon im Bilde! Man braucht nur euch Ärzte zu fragen, dann weiß man Bescheid wie bei einem Orakel im Stile der Pythia.“

Er brach plötzlich ab und sah schnell nach der Tür, durch die Nikolajewitsch Krasputin eintrat. Wie immer von Ahrenbergs Schatten begleitet. Im Nu drehte sich alles nach seiner Seite.

Der Russe blieb erst einen Augenblick stehen und streifte die Gäste leicht mit seinen Blicken. Dann ging er mit fließendem Schritt durch die Gasse, die sich vor ihm aufthat, zu Ines hinüber, die ihm, freundlich grüßend, die Rechte zum Kuß bot. Sekundenlang ruhte sein Blick in dem ihren, dann führte sie ihn zu den anderen Gästen, von denen er schon einen großen Teil kannte.

„Herr Matterton!“ stellte ihm Ines den Freund vor. — „Herr Krasputin —“

Ehrfürchtig neigte der Russe sich vor Matterton, als ihm dieser die Hand gab. Er stand leicht gebeugt vor dem aufrechten Sportsmann. Sein bleiches Gesicht schien vor Mattertons sonnenverbrannter Erscheinung noch blasser.

„Ich fühle mich glücklich —“ erklärte der Russe in singendem Tonfall — „den großen Mann endlich hier kennenzulernen. Sie sehen in mir einen heißen Verehrer des prächtigen Buches, das Sie uns geschrieben.“

„Eine kleine Sensation!“ zischte Simon zu Trozka, bei dem er gelandet. „Der Wundermann und der Entzückter zusammen!“

Kolf Matterton lächelte kurz und verbindlich.

„Ich hörte schon oft Ihren Namen und freue mich, jetzt auch den Träger des Namens zu sehen.“

Krasputin schaute ihm frei in die Augen.

„Man wird Ihnen dann wohl leider schon allerlei Falsches von mir erzählt haben. Die Menschen betrachten ja alles als Wunder und Rätsel, was doch nur ein Teil der Natur ist. Wenn alle doch wie Sie, Herr Matterton, dächten! Man macht etwas aus mir, was ich gar nicht wünsche. Ich kämpfe verzweifelt dagegen, — vergeblich. Verstehen Sie deshalb, daß ich mich bei Ihnen, an dessen Buch ich mich so oft schon begeistert, — wie soll ich gleich sagen — ja, das ist der Ausdruck — daß ich mich beschützt fühle vor jenen Freunden, die aus der Begabung, die mir die Natur lieh, nur Sensation schöpfen. Ich hoffe, wenn Sie einmal Zeit dazu finden, darüber mit Ihnen mehr plaudern zu können.“

Sein weicher Blick glitt tief in Mattertons Augen, der ihn fest und mit leichtem Forschen zurückgab.

„Ich würde mich freuen!“ gab er kurz zur Antwort. Der Ton seiner Stimme kam Ines ganz fremd vor. Es klang wie ein Schwertschlag.

Nikolaj Krasputin hatte bei Tisch seinen Platz zur Rechten von Ines van Hoogh erhalten. Zur anderen Seite saß Gräfin Orlinsky, die immer von neuem vergeblich versuchte, den Russen durch ihre Verehrung zu fesseln. Er widmete sich offensichtlich nur Ines, die in ihm den glänzendsten Plauderer hatte. Sie ahnte nicht, daß Krasputin diese Stunde herbeigesehnt hatte in all jenen Nächten, da er ohne Schlaf lag, ihr Bild vor den Augen und fiebernden Sinnen.

Er war heute für sie ein anderer Mensch als damals beim Tee der Baronin von Simmern. Es gab im Ge-

sprach mit ihm viele Minuten, in denen sie ganz vergaß, daß er der Wundermann war, den sie kannte. Nichts schied ihn mehr von ihren anderen Gästen, mit denen er harmlose Dinge sprach oder freimütig lachte. Sein ganzes Benehmen war frisch und natürlich. Er redete nie von den seltenen Kräften, die ihm eigen waren. Den Fragen, die an seine Tätigkeit mahnten, ging er immer wieder geschickt aus dem Wege.

„Er ist nur ein junger und bildschöner Mann!“ dachte Ines veronnen. Die Ehrfurcht, die er ihr selbst im Gespräch zeigte, entging ihr nicht und tat ihr wohl. Fast unmerklich spann sich zwischen ihnen ein Band des Interesses und der Sympathie. Sie war zuviel Weib, um der Huldigung dieses gefeierten Russen ganz kalt zu begegnen. Zumal ihr sein stets ungezwungenes Wesen und herzliches Lachen die letzte Reserve nahm, die sie sonst einhielt. Sie liebte nun einmal natürliche Menschen und sah keinen Grund, bei ihm anderes zu fühlen.

Je länger sie sprachen, um so mehr Berührung und Gleichheit ergab sich in all ihrem Denken. Der Russe verstand es, im voraus zu fühlen, was in Ines vorging. Er fand immer Töne, die auf allen Saiten der weiblichen Seele die Resonanz hatten, die er für sich wünschte. Es traf sich von selbst, daß ihr Blick immer öfter dem seinen begegnete. In seinen weichen, schwermütigen Augen glomm dann stets ein Leuchten, das sie still zurückgab.

(Fortsetzung folgt.)

Erwin Dorow:

Nun ist Sommer.

Nun ist Sommer. Die Erde strahlt. Gütig wandeln warme Winde durch das Land und streifen mit zärtlicher Hand die Blüten, die ihnen buntbemalt ihr blumiges Antlitz bieten. Im Hinterglatz des Aethers ziehen Vogelschwärme, die unserer Winterbrust trübfinniges Gehärme in ihren Spiralen zerlösen. Lange entrieten wir solcher festlich frohen Sonnenstunden... Worte verebben. Nur manchmal Geknistert. Dazwischen Schweigen. Wir werden wie Geschwister. Und mußte sehnüchtigen Seelen gefunden.

Der Pädagoge Wilhelm Rein.

Zu seinem 80. Geburtstage am 10. August 1927.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Ein ganz ungemein reges Lebenswerk durfte Wilhelm Rein vollbringen, der Doktor h. c. zweier Grade und Geheimrat ist, der noch mehr der Titel führen darf, der so oftmals ausgezeichnet wurde und doch stets der bescheidene, gültige Mensch blieb, der vom Katheder herab, von Mund zu Mund geben wollte, geben mußte. Ein rechter, liebevoller Pädagoge ist dieser kleine, freundliche Mann stets gewesen, einer, der aus der Praxis kam, der mit seinem Wort auch den zu packen verstand, der nicht „vom Fach“ war, und es mag dem Vorstand des Pädagogischen Instituts an der Jeneser Universität nicht leicht gefallen sein, als er vor fünf Jahren dies Amt niederlegte, sich emeritieren ließ.

Wilhelm Rein ist Thüringer; in Eisenach stand seine Wiege; der Vater war dort Gymnasialprofessor und ein vielfach geschätzter Altertumsforscher, der sein Hauptinteresse der Thüringer Heimat zuwandte. Wilhelm Rein studierte an den Universitäten Jena, Heidelberg und Leipzig Theologie und Philosophie, wurde 1872 Seminardirektor in seiner Vaterstadt, um im Jahre darauf sich mit Marianne v. Heerwart zu vermählen. 1886 wurde er dann als Stabs-Nachfolger nach Jena berufen. Der neue Professor der Pädagogik und Direktor des Pädagogischen Seminars entfaltete dann bald eine rege publizistische Tätigkeit, ganz im Sinne und in der Richtung Herbarths. Eines der ersten Werke Reins behandelte „Herbarths Unterricht und Pädagogik“, ein folgendes „Theorie und Praxis des Volksunterrichts nach Herbarths Grundrissen“. Er schrieb ein „Leben Luthers“, ein „System der Pädagogik im Grundriss“, das immer wieder neue Auflagen erlebte. Wilhelm Reins Hauptwerk ist das „Enchiridionische Handbuch der Pädagogik“ in 10 Bänden; es sind nicht zu vergessen seine kleine „Pädagogik“, sein „Grundriss der Ethik“, seine „Geschichte des Zeichenunterrichts“. Daneben entstanden fesselnde Bücher, wie „Punkt, Punkt, Pädagogik“, oder „Ethik und Volkswirtschaft“ oder endlich wie „Pädagogik und Diktat“.

Die Wunderkur.

Musterbeispiel für die gesunde und kernige Art der Predigten des Augustinermonches Abraham a Sancta Clara ist folgendes Gleichnis, das wir dem Werke „Die Wunderkur und ehliche andere ergehlische Säckelchen“ von Abraham a Sancta Clara, welches Prof. D. Karl Vertsche für die Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61 herausgegeben hat, entnehme.

Kaiser Paleologus [v. Ostrom] / in dem vierzigsten Jahr seines Alters / hat einen so schwarzen Zustand [Krankheit] bekommen / daß er ein ganzes Jahr mußte zu Beth liegen / auch ware / nach Aussag der Leib-Ärztin / kein Hoffnung mehr seines Aufkommens / bis endlich ein verständiges Weib sich angemelt / vnd der Kayserin einen zwar seltsamen / doch heylsamen Rath geben / wofen sie wolle / daß Thro Majestät der Kayser wider zur vollkommenen Gesundheit komme / soll sie ihn öfter zum Jorn und Unwillen erwecken / damit hierdurch die Phlegmatici Humores / vnd allzuschwäre Feuchtigkeiten vom Haupt sich abschölten / vnd in die Nider finden. Der Kayserin thät solches Weiber-Recept nit mißfallen / sonder [hat] alsobald solche Curam an die Hand genommen / den guten Kayser dergestalten geplagt mit Stich-Reden / mit Biß-Reden / mit Trutz-Reden / mit Stutz-Reden*) / mit Bopp-Reden / mit Topp-Reden**) / mit Schmach-Reden / mit Lach-Reden / daß er schier vor Jorn auß der Haut gefahren / für ja / sagte sie nein / für Wasser reichte sie Wein / für Messer gab sie Löffel / für Hantl vertund sie Steffel / für Becher seht sie Schißlen für Fleisch kocht sie Fischlen / Summa / in allem thät sie ihm zu wider / das hat dem Kayser eine solche Cholera [Koller, Jorn] erweckt / daß er mehrmalen feuroth im Angesicht vor lauter Giffi worden / aber solches hat in kurtzer Zeit so vil außgewürdt / daß alle kalte Feuchtigkeiten vertriben / vnd er zu völliger Gesundheit mit höchstem Trost des ganzen Reichs gefangen. [Majolus colog. de continen.] Hat also diesem grossen Monarchen das plagen nit wenig genußt. Dem Gold nußt der Hammer / dem Menschen nußt der Jammer / der verlorne Sohn wär wol nit gut worden / wanns ihm nit wär übel gangen; dem Weinstod nußt das schneiden / dem Menschen nußt das leyden / Ignatius Loyola hat niemahlen so heilige Gedanken geschöpft / als da er im Feld starck verwundt worden / dem Ballen nußt das schlagen / dem Menschen nußt das plagen / Augustinus hat niemahl gedacht von seinem Irrium abzustehen / als wie er von einer gefährlichen Krankheit überfallen worden [Lib Contess. c. 11] / Der Mensch pflegt meistens gut zu thun / wann es ihm böß gehet / wann demnach der Sathan dir und mir was Böses zufügt durch Göttliche Zulassung / so lan ich fugamb sagen / hab Dand Herr Teuffel.

*) stuzen mundartl. = stoßen. **) toppen = schlagen, klopfen.

Der gestohlene Gobelin und der Museumsdirektor.

Vor einiger Zeit ging durch die französische Presse die Nachricht von einem Diebstahl zweier äußerst wertvoller Gobelins, die aus der Kathedrale in Angers entwendet worden waren. Die Polizei setzte alle Hebel in Bewegung, um diesen kostbaren Schatz der Kathedrale wieder aufzufinden.

Während die Untersuchung im vollsten Gange war, hörte man auf einmal, daß der Dieb die unglaubliche Frechheit befehlen hätte, den einen der gestohlenen Gobelins an einen Pariser Kunsthändler für die lächerliche Summe von 6000 Franken zu verkaufen. Daß ihm dieses Beginnen glücken konnte, obwohl alle Kunsthändler von dem Diebstahl unterrichtet waren, ist auf einen Zufall zurückzuführen. Der betreffende Kunsthändler, einer der angesehensten in Paris, war zufällig verreist und sein Vertreter hatte von dem Verschwinden der historischen Gobelins keine Ahnung. Infolgedessen kaufte er selbstverständlich diese Kostbarkeit sofort für den lächerlichen Preis und zahlte ihn auch in bar aus.

Die Polizei benachrichtigte, als sie davon Kenntnis erhalten hatte, sofort alle übrigen Kunsthändler und wartete darauf, daß der Dieb nach dem Gelingen des ersten Verkaufs versuchen würde, auch den zweiten Gobelin abzusetzen. Der Verbrecher war aber klüger als die Polizei und begnügte sich mit der Beute von 6000 Franken. Die Hoffnungen, die man gehegt hatte, waren verflogen. Da erhielt die Polizei eines Tages eine Anzeige, der sie zuerst keinen Glauben schenken wollte, da sie sich gegen eine jedem Verdacht gegenüber erhabene scheinende, sehr hochgeachtete Persönlichkeit richtete. Man wollte der Anzeige zuerst nicht nachgehen, da man glaubte, daß es sich hierbei nur um einen Verleumdungsakt handelte; denn der Beschuldigte war niemand anders, als Paride-Weber, der Direktor des Museums in Angers und der Schule für schöne Künste.

Schließlich entschloß man sich aber doch, der Anzeige nachzugehen und verglich die Handschrift des Diebes, der sich seinerzeit in einem Hotel in der Rue de Reine als Pierre Babaret eingetragten hatte, mit der Handschrift Paride-Webers, und mußte die Feststellung machen, daß die Handschrift des angeblichen Pierre Babaret mit der Handschrift des Museumsdirektors identisch war. Daraufhin lud man Weber nach Paris, um ihn zu vernehmen.

Bei der Vernehmung beteuerte Weber seine Unschuld. Als man ihm aber sagte, daß er mit dem Kunsthändler konfrontiert werden solle, wurde der Direktor bleich und bat, man möchte ihm

doch zwei Tage Zeit zur Beendigung einer sehr dringenden Arbeit lassen. Auf seine chrenwörtliche Versicherung hin, daß er sich nach zwei Tagen in Ungers zur Konfrontation mit dem Kunst- händler einfinden werde, gab man seiner Bitte statt.

Am verabredeten Tage wartete man vergeblich zur festgesetzten Stunde auf das Erscheinen Paride-Webers. Als man sich darauf- hin in seine Villa begab, um ihn dort festzunehmen, konnte man ihn zuerst nirgends finden. Die Beamten und die Gattin des Direktors begannen ihn zu suchen und fanden ihn schließlich in einer Laube in einer Blutlache schwimmend. Neben ihm lag das abgeschossene Jagdgewehr.

In einem nachgelassenen Brief, den man in der Schreibtisch- lade des Museumsdirektors fand, beteuerte dieser seine Unschuld.

Der Kopf im Gasofen.

Eine mysteriöse Affäre beschäftigt z. Zt. die Londoner Polizei. Wie „Manchester Guardian“ berichtet, fand der Inge- nieur Stanford am Sonntagabend vom Weekendausflug nach Brighthelm heimkehrend, seine Gattin, die 39jährige Ethel Maud Stanford, in der Küche sitzend, das Haupt tief in den Gasofen gesteckt. Die ganze Wohnung war von ausströmendem Gas ge- füllt.

Stanford riß sogleich sämtliche Fenster auf und wollte sich dann um seine Frau bemühen, mußte aber konstatieren, daß sie bereits tot war. Er benachrichtigte sogleich den Coroner (der Beamte, der in England in zweifelhaften Fällen den Tod konsta- tiert und die evtl. Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung beantragt).

Der Beamte stand gleichfalls vor einem Rätsel. Es wurde folgendes festgestellt:

Am Freitag mittag waren Stanford und seine Gattin von daheim aufgebrochen. Frau Ethel Stanford war überaus froh und hatte in bester Stimmung die Weekendkoffer gepackt. Sie war überhaupt von heiterem, fröhlichem Temperament. Das Ehepaar übernachtete in Brighthelm. Am nächsten Morgen aber war Frau Stanford verschwunden. Der Gatte stand vor einer nicht erklärlichen Tatsache.

Er wartete, suchte dann die Umgebung nach seiner Frau ab, und kehrte schließlich mürrisch und beunruhigt nach Hause zurück, wo er seine Frau in dem geschilderten Zustande vorfand.

Trotzdem aus all diesen Gründen die Annahme eines Selbst- mordes sehr nahe lag, konnte der Coroner sich doch nicht ent- schließen, die Todesursache darin zu suchen, da in der Wohnung Stanfords Spuren gefunden wurden, die darauf hinwiesen, daß in seiner Abwesenheit fremde Personen in seiner Wohnung ge- wesen sein mußten. Ob nun Frau Stanford Besuch gehabt — oder ob sie bei ihrer unvermuteten und unerklärlichen plötzlichen Rückkehr etwa Einbrecher überraschte, das festzustellen, ist die nächste Aufgabe der Polizeibehörde.

Jedenfalls wies der Kopf der toten Frau, den man mit Mühe aus der engen Oeffnung des Ofens befreite, erhebliche Ver- letzungen auf. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Tote, sofern sie nicht unter dem Einfluß einer plötzlich aufgetretenen Geistes- verwirrung gehandelt, ihr Haupt in die Röhre des Gasofens ge- zwängt hätte, um auf diese Art Selbstmord zu begehen, denn Frau Stanford, die trotz ihrer 39 Jahre noch immer als beme- rkenwert schöne Frau galt, war überdies nicht frei von Eitelkeit und hätte ihrer ganzen Veranlagung nach, sicher eine andere ästhetischere Todesart gewählt.

Der Fall dürfte der Behörde noch viel Kopfschmerzen ver- ursachen.

Gedenktage.

8. August.

Jacob Burckhardt. Ob ein Autor dreißig Jahre nach seinem Tode noch so lebendig ist, daß sein Werk, nunmehr in bil- ligen Ausgaben verbreitet, in weite Kreise sich auszuwirken ver- möchte — das ist eine Frage, die im Zusammenhang mit dem Problem der „Schulfrucht“ jetzt allenthalben wieder erörtert wor- den ist. In der Regel wird man geneigt sein, dem Schöpfer von Dichtungen eher ein solches Nachleben zu prophezeien als dem Autor wissenschaftlicher Werke. Daß es aber auch da Ausnahmen gibt, zeigt die noch heute anhaltende Wirkung der Werke Jacob Burckhardts, dessen Todestag am 8. August sich zum dreißigsten Male feiert. Freilich, das Hauptwerk dieses Meisters kunstgeschicht- licher Betrachtung, sein „Cicerone“, ist etwas anderes als irgend ein „wissenschaftliches“ Werk, ist in gewissem Sinne geradezu Dich- tung — und das hat sich schon äußerlich darin befundet, daß man, nach mannigfachen Bearbeitungen, heute wieder zur Urform dieser „klassischen“ Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ zu- rückgekehrt ist und das Werk, das zu erst vor mehr als 70 Jahren erschien, heute wieder in jener ersten Form liegt. In gleicher Weise hat man auch seine berühmte „Kultur der Renaissance in Italien“ von späteren Zutaten gereinigt, und es kann kein Zweifel bestehen, daß diese Werke nach Ablauf der das Verlagsmonopol schützenden Frist mit Ende dieses Jahres alsbald in wohlfeilen Ausgaben allgemein zugänglich sein werden. — Eine große, zu- sammenfassende Biographie Burckhardts liegt noch immer nicht vor. Materialien dazu hat vor zwei Jahren Werner von der Schulen- burg vorgelegt in dem Buch „Der junge Jacob Burckhardt, Bio-

graphie, Briefe, Zeitdokumente“. Vielleicht wird auch hier durch die beim Freiverden eines Autors zu beobachtende Teilnahme aller Kreise der Wunsch nach einem Lebensbild Burckhardts der Erfül- lung näher geführt.

9. August.

Heinrich Deuthold. Der 100. Geburtstag am 9. August weckt die Erinnerung an einen Dichter, der an seinem Künstlertum zugrunde ging und der, nicht fest genug verwurzelt im Leben, auch sein Werk nicht als fortwirkendes Gut dem Strom des Lebens übergeben konnte. Heinrich Deuthold wurde in dem Dorfe Wehikon bei Zürich geboren. Mühsam konnte sich der aus unglücklicher Ehe stammende Dichter die Möglichkeit zum Studium erkämpfen. Aber das Rechtsstudium behagte dem schönheitsdrustigen Poeten so wenig wie das Leben im Norden. Er ging mit seiner Geliebten Caroline Schullheß nach Italien, und etwas von dem Wohlklang romanischer Kunst ist auch in seinen Gedichten. Später lebte er als Schrift- steller in München, als Redakteur in Frankfurt und Stuttgart, immer mehr bedrückt und umdüstert von den Sorgen des täglichen Lebens, gebrochen durch den Zwiespalt seines Poeten-Ideals und der harten Wirklichkeit, bis er, nach einem kurzen Wiederaufleben unter dem Einfluß der ihn verehrenden Alexandra von Hedemann, im Sommer 1877 dem Wahnsinn verfiel. Er starb am 1. Juli 1879 in Burghölzli bei Zürich. Eine starke, eigenwillige Dichterpersön- lichkeit war Deuthold nicht. In seinen formschönen Versen spie- gelt sich die Dichtung der Zeitgenossen, denen er folgte, wie eines Geibel und Lenau, Keller und Herwegh, Platen u. a. Zu einer eigenen Ausgabe seiner Gedichte kam er nicht. Sie wurde unter Gottfried Kellers Hilfe von Jacob Bächtold 1878 veranstaltet. Jetzt liegen die Gedichte u. a. in einer Ausgabe bei Neclam vor.

Aus aller Welt.

Ein Menschenfreund. In einem Pariser Antiquariat er- schien alle Vierteljahr ein älterer Herr und kaufte für ein paar hundert Franken Autographen, die er sorgsam unter den Briefen bekannter Autoren auswählte. Sobald er bezahlt hatte, zerriß er diese Briefe und entfernte sich. Nachdem der Verkäufer dies immer schweigend mitangesehen hatte, entschloß er sich eines Tages den wunderlichen Klienten um eine Erklärung seiner Handlungsweise zu bitten. „Ich wähle nur Briefe aus“, sagte der ältere Herr, „die Verleumdungen enthalten. Indem ich sie vernichte, leiste ich der Welt einen guten Dienst, und das macht mir Vergnügen.“

Seither hat sich der Menschenfreund nicht mehr in dem Anti- quariat gezeigt. Ist er gestorben oder schämt er sich seiner Wohl- tat, nachdem er sie eingestanden hat?

Ein Klub gegen Selbstmord. Beunruhigt durch die Selbst- mordepidemie, die unter den Studenten der Vereinigten Staaten wütet, hat sich an der Universität Baltimore ein Klub gebildet, der das Umsichgreifen dieser Epidemie einschränken will. Drei- zehn junge Männer, die sich an die Spitze gestellt haben, beab- sichtigen die Beweggründe zu studieren, die ihre Kameraden in den Tod getrieben haben. Sie hoffen, aus diesem Studium Mit- tel zu gewinnen, um in Zukunft „derartige Verbrechen“ zu ver- hindern.

Die glückselige Insel. Im Armeekanal liegt nah bei der französischen Küste eine kleine Insel, die die Franzosen Serca, die Engländer Sark nennen. Eine Frau, Madame Dudley- Beaumont, genannt „die Dame von Serca“, verwaltet sie matri- archalisch. Sie ist Nachfolgerin ihres Vaters, des Herrn von Serca, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten hier herrschten auf Grund einer Verfügung der Königin Elisabeth. Serca ist von paradiesischer Primitivität. Hier gibt es weder Städte noch Klings noch Autogaragen. Die Transporte finden per Karren statt. Die Sitten sind altertümlich. Serca hat ein Parlament aus vierzig Grundbesitzern, die ihre Steuer nin Naturalien zahlen. Alle anderen Abgaben sind hier unbekannt bis auf eine kleine Kapitalssteuer, welche die Dame von Serca dem König von Eng- land zahlt, und zwar in Höhe von fünfzig Schilling. Eine glük- selige Insel!

Fröhliche Ecke.

Richtige Folgerung. Die kleine Ursula betrachtet erstaunt ihre Mutter, die sich gerade einen Bubikopf hat schneiden lassen, und richtet an sie die Frage: „Mutti, dann trägt du im Sommer wohl auch Wadenstrümpfe?“

Ein vornehmer Herr. Der Graf von Morny begab sich per- sönlich in das Bankhaus Rothschild wegen einer Finanzangelegen- heit. Der alte Rothschild empfing ihn ohne Umstände:

„Bitte nehmen Sie einen Stuhl.“

„Wissen Sie, mit wem Sie sprechen? Ich bin der Graf von Morny!“

„Herr Graf“, erwiderte Rothschild, „haben Sie die Güte, zwei Stühle zu nehmen.“

Er hat genug.

„Hast du gehört, im Kino wird heute gespielt, der Mann mit den 1000 Frauen — wie muß es dem bloß zumute sein, wo wir schon mit einer genug haben.“

Verantwortlich: Haupt- und Schriftleiter Robert Styr, Poznań.